

# „Gehet hin in alle Welt...“: Mission und Entwicklung

Roger Heckel SJ, Straßburg\*

## 1. Einleitende Bemerkungen

Die Kirche hat ihre Mission stets als Fortführung, Entfaltung der Mission Christi aufgefaßt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20,21).

Durch seine Menschwerdung, sein Leben und seine Lehren hat Jesus das Gottesreich verkündet und anbrechen lassen, ein Reich, so umfassend wie die ganze menschliche Wirklichkeit, ein Reich, an das sich das fleischgewordene Wort unwiderruflich gebunden hat. Den Abgesandten Johannes des Täufers, die ihn fragen: „Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen anderen warten?“ (Lk 7,19), antwortet Jesus unter Hinweis auf das Zeugnis, mit dem er seine Lehrtätigkeit in Nazareth eingeleitet hat: „Geht und berichtet Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, und Aussätzige werden rein; Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet“ (Lk 7,22–23).

Das zentrale Element dieser Mission ist die Verkündigung des Evangeliums vom Wort Gottes, das zu uns gekommen ist, und die damit verbundene Einladung, es gläubig anzunehmen: „Allen, die ihn aufnahmen, allen, die in seinem Namen glauben, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12). Durch die Jahrhunderte hindurch hat die Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes die Völker zum Glauben an Jesus Christus geboren werden lassen.

Statt zu theoretisieren, hat sie mit einem sicheren Gespür, das aus der Nachfolge ihres Herrn seine Kraft schöpft, begriffen, daß die Verkündigung des Heils alle Dimensionen der menschlichen Existenz umwandeln, läutern, fördern sollte: Die apostolischen Väter haben der griechischen und lateinischen Kultur einen neuen Hauch gegeben; das Evangelium ist die Nährkraft unserer europäischen Zivilisationen geworden und hat ihre Kunst, ihre Institutionen und ihr gesellschaftliches Leben durchdrungen; die Missionare der jüngsten Jahrhunderte haben nie versäumt, die menschliche Erhöhung der Völker, denen sie den Glauben an Christus brachten, zu fördern, und sie gehörten oft zu den Pionieren ihres materiellen Fortschritts und kulturellen Aufstiegs. In unserer Zeit haben Wirken, Gedanken und Lehre der Kirche nicht wenig dazu beigetragen, dem Begriff Entwicklung den rein materialistischen Trend zu nehmen und die Vorstellung einer umfassenden und solidarischen Entwicklung zu fördern.

---

\* Dieser Beitrag des inzwischen verstorbenen Bischof-Koadjutors Roger Heckel SJ, Straßburg, war Ausgangspunkt der Aussprache beim Studientag „Weltkirche“ der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 20. bis 23. September 1982 in Fulda.

Gerade weil die Kirche in der Welt aktiv gegenwärtig ist, hat sie unaufhörlich nachgedacht, um ihren Einsatz im Dienst der irdischen Förderung des Menschen, der Kulturen und Institutionen zu leisten, zu rechtfertigen, zu erläutern und, wenn nötig, zu korrigieren. Sie mußte so handeln, um das Spezifische ihres Einsatzes der weltlichen Gesellschaft sichtbar werden zu lassen, deren Autonomie sie erklärte, anerkennen zu wollen. Sie mußte so handeln, damit ihre eigene Mission nicht verfälscht werde, damit sie unter Umschiffung einer stets drohenden doppelten Klippe Fortschritte mache:

- der Klippe einer Trennung des Gottesreiches von den Realitäten der konkreten Existenz,
- der Klippe einer Verwechslung des Wachstums des Gottesreiches mit gewissen Fortschritten der Zivilisation. Eine solche Verwechslung kann es geben, wenn die Kirche die Eigenständigkeit der bürgerlichen Gesellschaft und der kulturellen Gegebenheiten nicht respektiert oder, umgekehrt, wenn die bürgerliche Gesellschaft die Freiheit der Kirche nicht respektiert oder die Kirche zu unterdrücken sucht. Eine Variante dieser Verwechslungsgefahr zeigt sich, wenn die Christen selber meinen, daß die Zuflucht zu Mitteln politischer Macht die Ausbreitung des Evangeliums schneller bewirken könne, oder – und das ist eine neue Version – daß die Befreiung von weltlicher Macht notwendige Voraussetzung, sogar angemessener Ausdruck, des Wachstums des Gottesreiches sei.

Im Rahmen und nach der Regelung ihrer Mission muß die Kirche zum Wohl der irdischen Förderung des Menschen, der Entwicklung, des sozialen und kulturellen Fortschritts ganz allgemein, ihren Einsatz leisten. Sie leistet ihn, wenn sie unaufhörlich an der Bildung der Gewissen arbeitet, wenn sie die gefährdeten hohen menschlichen Werte verkündet, hinweist auf das, was sie verrät, alles unterstützt, was ihnen dient, wenn sie zu helfen und zu überzeugen versucht. Sie leistet ihren Beitrag auch, wenn sie selbst nach dem Subsidiaritätsprinzip die Initiative zu verschiedenen Diensten im Staat ergreift. Wenn man fragt, welche Dienste die Gemeinschaft der Christen zu übernehmen berufen ist, in welchen kirchlichen Organismen, nach welchem Kooperationsmodus mit den Initiativen anderer Gruppierungen und mit welchen Initiativen der staatlichen Gewalt, gibt es darauf keine konkrete Antwort, die für alle Situationen gilt. Jeder Kirche kommt das Recht zu, nach ihrer eigenen Tradition, nach ihrer heutigen Verantwortlichkeit und ihren Möglichkeiten geeignete Lösungen zu überlegen und zu ergreifen. Folgende Unterscheidungskriterien gelten vor allem: Man muß der sozialen Diakonie, die zum Missionsauftrag der Kirche gehört, eine konkrete Gestalt und wirksame Strukturen geben – das ist eine der Dimensionen religiöser Freiheit –, man muß im Bewußtsein der Gläubigen und der Öffentlichkeit die Überzeugung entwickeln, daß man den Sendungsauftrag der Kirche weder durch das Verbot jedweden Einflusses auf die Entwicklung beschneiden noch die Kirche zum Verzicht auf ihre spezifische Aufgabe bringen darf, indem man ihr Wirken auf eine humanitäre Tätigkeit reduziert und damit den Fortschritt des Gottesreiches mit dieser gleichsetzen würde.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die pastorale Konstitution GAUDIUM ET SPES bewußt „Die Kirche in der Welt von heute“ überschrieben. „Die Gemeinschaft der Christen erfährt sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (Gaudium et Spes No. 1). Aus dieser Solidarität heraus entwickelt die Kirche ihr Denken und Handeln im Dienst der Bedürfnisse des Menschen. Es ist auch bezeichnend, daß die Konstitution Gaudium et Spes nicht damit beginnt, die Kirche habe das Recht und die Pflicht, sich mit der Förderung des Menschen und der menschlichen Gesellschaften zu beschäftigen: In der Einleitung zum ersten Teil entwickeln die Konzilsväter ohne Gegensätzlichkeit die Auffassung der Kirche über die gegenwärtige Situation der Menschheit und die Berufung des Menschen. Erst im 4. Kapitel halten sie inne und, indem sie den schon zurückgelegten Weg ins Auge fassen, heben sie die Originalität des Beitrages der Kirche hervor. Statt die Berechtigung des Beitrags der Kirche als eine Voraussetzung darzustellen, was zu endlosen theoretischen Diskussionen führen würde, ist das Konzil so klug zu sagen, daß „die Bewegung sich erst im Gehen erweist“: es greift in die Debatte unserer Zeit ein. Im Verlauf des Weges macht es halt und lädt dazu ein, einen Blick auf die zurückgelegte Wegstrecke zu werfen; so wird es möglich, am Beispiel, aus der Erfahrung, den Beitrag der Kirche, seine Richtigkeit und seinen spezifischen Charakter zu beurteilen.

Auch heute ist es wichtig, die Aufgaben der Entwicklung nicht als eine äußere Realität darzustellen, so als würde sie der Mission angehängt. Das eigentliche Konzept der Mission umfaßt ein Interesse an allen Aspekten der Existenz, die im Wort Entwicklung zusammengefaßt sind. Das steht übrigens fest: Wirken und Denken der Kirche haben viel dazu beigetragen, dem Wort Entwicklung seine volle Bedeutung zu geben. Aus dieser Beteiligung der Kirche an den Entwicklungsbemühungen muß also der Charakter der Verbindung von Ausbreitung des Wortes Gottes und Entwicklung, muß der spezifische Charakter des Beitrags der Kirche zur Entwicklung, müssen die praktischen Modalitäten gesehen werden, die einen Beitrag ermöglichen, der gleichsam wirksam ist und zum spezifischen Charakter paßt.

Um meine Gedanken hinsichtlich des Interesses, das die Kirche im Rahmen ihrer Mission allen konkreten Bedürfnissen des Menschen entgegenbringt, zu erhellen und zu fördern, habe ich immer gern auf das 6. Kapitel des Johannes-Evangeliums zurückgegriffen. Ich darf Ihnen vorschlagen, kurz darüber nachzudenken und in seinem Licht das Thema, das uns heute hier zusammenführt, Mission und Entwicklung, zu erörtern.

## 2. Die wunderbare Brotvermehrung und die Rede über das Himmelsbrot (Joh 6)

Jesus hat Mitleid mit dem Volk, sagen die Synoptiker, Mitleid mit seiner physischen Not, mit seinem Hunger, Mitleid nicht im abgewerteten Sinn von Herablassung, den das Wort im heutigen Sprachgebrauch angenommen hat,

sondern in der starken Bedeutung eines Mitgeföhls, eines Mitleidens, einer das ganze Sein erfassenden Erschütterung. Was darauf folgt, soll nicht eine berechnete Geste, ein Mittel zu einem anderen Zweck sein. Jesus ist spontan gegenwärtig mit seinem ganzen Sein, mit der Fülle seiner Liebe; er trägt das Leiden der Menschen in dem Wunder, das er gleich vollbringen wird, um ihnen zu helfen. Das Wunder der Brotvermehrung ist integrierender Bestandteil des Gottesreiches, das zu den Menschen gekommen ist, stellt kein äußeres Vorher dar.

Jesus teilt seine Erschütterung seinen Jüngern mit. Er öffnet ihre Augen für die Not der Menge, die Augen des Leibes und der Seele. Nicht um gute Empfindungen zu wecken, sondern, wie immer im Evangelium, um sie zum Handeln zu bewegen: „Gebt ihr ihnen zu essen“ präzisiert Jesus in den Synoptikern.

Der Einwand läßt nicht auf sich warten: Was können wir hier tun mitten in der Wüste? Der klassische Einwand im Evangelium, der Einwand der Samariterin: „Herr, du hast kein Schöpfgerät, und der Brunnen ist tief; woher hast du also das lebendige Wasser? Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat, wie seine Söhne und seine Herden“ (Joh 4,11–12). Es ist der Einwand des Nikodemus: „Wie kann ein Mensch, der alt ist, geboren werden? Er kann doch nicht in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und ein zweites Mal geboren werden“ (Joh 3,4).

„Wieviel Brote habt ihr?“, fragt Jesus. Realistisch fordert er sie auf, zu geben, was sie haben, zu tun, was sie tun können, statt Zuflucht zu nehmen zu dem hemmenden Gedanken, daß man nicht alles kann, bequemes Alibi, um nichts zu tun. Und an diesem Tage vermehrt Jesus auf wunderbare Weise die Brote unter ihren Händen.

Den Menschen in ihren täglichen Bedürfnissen beizustehen, gehört zum Evangelium, nimmt Gestalt an in seiner Inspiration der Liebe, in seiner Offenbarung der Liebe Gottes.

Doch da ist das Mißverständnis. Der hl. Johannes weist darauf hin. Das Zeichen der Brote weckt unwiderstehlich die Erinnerung an Mose, der das Volk in der Wüste speist. Es erinnert an das große Abenteuer des Auszugs aus Ägypten. Die Menschenmenge, durch die römische Besetzung gedemütigt und von einer starken messianischen Erwartung erfaßt, will die konkrete Verwirklichung des Gottesreiches, so wie sie es erhofft, beschleunigen; sie will, sagt der hl. Johannes, Jesus mit sich fortföhren, um ihn zum König zu machen. Das Mißverständnis erwächst einfach aus der politischen Bedeutung, die die Menge dem Wunder Jesu geben will; es kommt aus dem Vorschlag, zu Mitteln der politischen Macht zu greifen, um die Mission zu erfüllen.

Aus menschlicher Sicht erscheint die Stunde dazu ungewöhnlich günstig. Der Herr ist auf der Wellenlänge: er soll sich der Bewegung, die er gerade ausge-

löst hat, anschließen, sich an ihre Spitze setzen. Seine Botschaft wird eine erste Glaubwürdigkeit erfahren; er könnte sie später von doppelstimmigen Deutungen freimachen und seine eigene Perspektive entfalten . . . Der Versucher hatte schon etwas Ähnliches gesagt: „Wenn du der Sohn Gottes bist, wenn du willst, daß ich dich als solchen anerkenne, so befehl, daß aus diesen Steinen Brot gebacken wird . . . Stürz dich hinab . . . Alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest.“ (Mt 4,1–11).

Jesu Gedanken sind nicht solcher Art. Er bricht den Kontakt ab. „Er zog sich wieder auf den Berg zurück, er allein.“ Und als die Volksmenge am nächsten Tag in Karphanaum mit ihm zusammentrifft, tut er nichts, um die Situation wiederherzustellen. „Ihr sucht mich nicht, weil ihr Zeichen gesehen habt, sondern weil ihr von den Broten gegessen habt und satt geworden seid. Müht euch nicht ab für die Speise, die verdirbt, sondern für die Speise, die für das ewige Leben bleibt und die der Menschensohn euch geben wird.“

In Kapharnaum wirft Jesus den trennenden Graben auf, erhöht er die Spannung. Seinen verwirrten Zuhörern, die ihn gewiß in guter Absicht fragen: „Was müssen wir tun, um die Werke Gottes zu vollbringen?“, gibt er diese kurze Antwort: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den er gesandt hat.“ Es folgt die Rede über den Glauben, über das Brot des Lebens, die, weit davon entfernt, ihre Bestrebungen aufzunehmen, frontal gegen ihre kulturelle und religiöse Sensibilität stößt. Und das ist das Drama: „Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören? . . . Darauf zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm umher.“

So machen selbst die Gesten und Zeichen Jesu nicht unmittelbar deutlich, was sie bedeuten: Die Menge liest und interpretiert sie durch das verzerrende Prisma ihrer dominierenden geistigen Vorstellungen, durch die Idee, die sie sich vom Gottesreich macht. Um diese Hindernisse zu beseitigen, die der Erfassung des wahren Sinnes seiner Mission und seiner Person im Wege stehen, kann Jesus nicht darauf verzichten, die Beziehung zwischen dem Glauben und den Werken polemisch darzustellen.

Jesu Zuhörer denken an die Wunderwerke, die Jahwe für sein Volk und mit seinem Volk vollbracht hat. Sie zeigen sich bereit, für die Werke Gottes heute zu arbeiten. Jesus antwortet ihnen und spricht von dem Werk – im Singular – offensichtlich wie von einem zentralen Werk, das die verschiedenen Tätigkeiten bestimmt, integriert, vereint, das sie auswählt, ihnen die Richtung gibt oder sie ablehnt, je nach Maßgabe seines höheren Plans.

Schon durch die ganze Bibel hindurch wird das Werk Jahwes, gerade wo es in der konkreten Geschichte Israels Gestalt annimmt, von dem wesentlichen Anliegen eines Gottes bestimmt, der das Herz seines Volkes gewinnen, der erreichen will, daß das Volk seinen Bund im Glauben annimmt, und der, um dahin zu gelangen, es über gewundene Wege führt, die nicht mit den Wegen zu seiner politischen Befreiung übereinstimmen. Die Propheten haben sich in

den Dienst dieses zentralen Plans gestellt, dessen Verwirklichung, wenn sie sich auch immer in dem Ziel einer politischen Befreiung ausdrückte, sich doch nicht damit identifizierte, sich nicht darauf reduzierte, sich nicht im gleichen Rhythmus entwickelte, nicht einmal immer im gleichen Sinn. Die Höhepunkte der geistigen Erfahrung Israels fallen im allgemeinen nicht mit den glücklichen Zeiten des weltlichen Ruhms zusammen; sie liegen in der Wüste, deren Unfruchtbarkeit Klagen weckt bis hin zur ägyptischen Knechtschaft; sie liegen im Exil, als in bezug auf politische Befreiung nichts geschieht.

Jesus macht das Werk Gottes, dieses Werk des Vaters, in einem absolut einzigartigen Sinn zu seinem eigenen, ganz demütig und gehorsam, doch im Namen dieses Gehorsams selbst und mit der Forderung, daß der Weg zum Vater von nun an über ihn führt: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den er gesandt hat“, und später, ehe er seinen Leidensweg antritt, sagt er: „Glaubt an Gott und glaubt an mich“ (Joh 14,1).

Aufgeschlossen für alle Nöte, denen er auf seinem Weg begegnet, verbringt Jesus wertvolle Zeit damit, die Kranken aufzunehmen und zu heilen. Doch wenn er auch einfach, brüderlich und ganz da ist für die Nöte, die sich zeigen, vergißt er darüber nie, daß er gekommen ist, einen anderen Durst, einen anderen Hunger zu wecken und zu stillen. Mußte er nicht, um das zu tun, unmittelbare Erwartungen enttäuschen? So, als er sich nach dem Wunder der Brote zurückzieht, und wieder so, als er die Unglücklichen verläßt, um in der Einsamkeit zu beten: „Sein Ruf verbreitete sich immer mehr, so daß die Menschen von überall herbeiströmten. Sie wollten ihn hören und von ihren Krankheiten geheilt werden. Doch er zog sich an einen einsamen Ort zurück, um zu beten“ (Lk 5,15–16). Wenn die Stunde des Leidens kommen wird, wird er die Überzeugungen der Jünger und selbst die des Petrus zerstören, die, um sich in der Welt dieser Zeit Gehör zu verschaffen und das Gottesreich zu fördern, viel „vernünftiger“ Vorstellungen haben . . . In seinen Reden und seinen harten polemischen Gesprächen mit den Herrschenden läßt Jesus seinen Zuhörern keine Verschnaufpause, eilig, wie er es hat, sie zu einem wahren und vollen Glauben zu bringen. Ein Anfang zeigt sich, zum Beispiel im achten Kapitel des Johannes-Evangeliums, und Jesus nimmt wieder das Gespräch auf und fordert für sich die göttlichen Bezeichnungen – Licht, Wahrheit, Himmelsbrot, guter Hirt bis zur Bezeichnung, die für ihn allein gilt „Ich bin es“. Die gleiche liebevolle und fordernde Eile im Gespräch mit dieser armen samaritanischen Frau, die ganz in ihrem Wassers schöpfen aufgeht: Jesus will ihr einen anderen Durst offenbaren und ein Wasser anbieten, das „sprudelnde Quelle für das ewige Leben“ werden wird (Joh 4,14) . . . Der erste Anruf der Apostel wird bei Johannes (Kap. 1,35ff.) dargestellt mit einem Ton der Verlockung und der persönlichen Bindung an Jesus, ohne einen anderen ausdrücklichen Inhalt als den dieser Zuneigung mit dem ganzen Sein: einem „kommt“, einen „seht“, einem „folge mir“, einem „Blick“, der ihrem Blick begegnet, einer Aufforderung, ihn anzusehen, ihn zu erforschen, um „den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen zu sehen über dem Menschensohn“.

Alles in den Evangelien führt rastlos zu diesem zentralen Punkt der Bekehrung zu Jesus, der Quelle des Lichts und des Lebens. Alle Geschäfte ruhen. „Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie“ (Mt 13,46). Das ist es, zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Der hl. Johannes ist besonders aufgeschlossen für die magnetische Kraft, die alle Energien um die Person Jesu und den Glauben an ihn ordnet. Er zeigt uns das Unterscheidungskriterium, das ihn in seiner Wahl und in seinen Berichten bestimmt hat: „Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen“ (Joh 20,30–31). Johannes verfaßt die Berichte über die Wundertaten, indem er als Leitfaden die Wirkung nimmt, die sie auf den Glauben oder Unglauben der Menge ausüben. Ebenso macht er es in seinen Reden.

So geht es bei der Frohen Botschaft Jesu also um den ganzen Menschen, um alle Aspekte der menschlichen Existenz. Aber Grundlage, Ziel und Integrationsmitte von allem ist die höchste und unverdiente Befreiung, die der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, darstellt.

Diese Befreiung erwartet nicht, als imperative Vorausbedingung, die Befreiung von anderen Zwängen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen, psychologischen, kulturellen. Wenn die Frohe Botschaft zur Fortsetzung jeder religiösen und kulturellen Vorbereitung gehört, darf man auch mit Recht sagen, daß sie auf die konkrete Erwartung der Menschen Palestinas zur Zeit Jesu stößt. Sie erreicht und befriedigt die Armen mitten in ihrer Armut. Freude sei mit euch, den Armen, denn mitten in eurer Armut kommt das Reich Gottes zu euch. Ehe die Menschen sich anerkennen und Gerechtigkeit widerfahren lassen, seid ihr schon von Gott anerkannt und geliebt, aufgenommen in die Gerechtigkeit des Reiches Gottes. „Selig, ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes“ (Lk 6,20).

Der Glaube wächst nach seinem eigenen Rhythmus und wird zugleich neues Ferment für Handeln und Dienen in allen Bereichen der Existenz. Aber zwischen dem Wachsen im Glauben und dem Fortschritt der anderen Befreiungen besteht weder ein einfacher Parallelismus noch eine direkte proportionale Beziehung.

Schließlich scheut Jesus sich nicht, gewisse selbst legitime Erwartungen zu enttäuschen, wenn er es für geboten hält, um die unverkürzte Einmaligkeit des Heils, das zu bringen er gekommen ist, ohne mögliche Doppeldeutigkeit erscheinen zu lassen. Am Ende ist es sein Tod, der diese Doppeldeutigkeit endgültig aufhebt. Die Jünger von Emmaus spüren das wohl: „Wir aber hatten gehofft, daß er der sei, der Israel erlösen werde“ (Lk 24,21). Als sie noch am Ostertage von Jerusalem aufbrechen, als ungewöhnliche Nachrichten sie schon erreichen, machen sie deutlich, daß ihre Hoffnung, was auch geschehen mag, endgültig gestorben ist. Und sie haben recht: ebensowenig wie die

Auferstehung Jesu eine einfache Wiederbelebung, eine Rückkehr zur Form des früheren Lebens ist, könnte die christliche Hoffnung auf das Gottesreich eine einfache Belebung der Hoffnungen auf den Messias sein, die vor der Passion unter den Jüngern üblich waren, Hoffnungen, die Karfreitag endgültig starben.

### 3. Die Aktualität von Johannes 6

Stellen wir jetzt unser Thema Mission unter die Erkenntnis und die Bewegung des sechsten Kapitels des hl. Johannes.

Die Kirche, die die eigentliche Mission Christi in seinem Geist fortsetzt, will und muß Zeugnis ablegen von einer Kirche, die vom Erbarmen Christi mit allen Nöten der Menschen von heute geprägt ist, das Zeugnis einer Kirche, die ihren Gläubigen die Augen des Leibes und der Seele öffnet für die oft übersehenen Bedürfnisse der Menschen, das Zeugnis einer Kirche, die ihre Gläubigen drängt zu handeln, sich nicht mit Gefühlen zu begnügen, sich nicht in das bequeme Alibi des alles oder nichts zu flüchten – das unserer Kreatürlichkeit so konträr ist –, bescheiden überall dort zu beginnen, wo sie auf die Realitäten, die verändert werden sollen, Einfluß nehmen können.

Die Christen, alle Christen, müssen immer mehr begreifen, wie sehr ihr Handeln zugunsten der Entwicklung mit dem Evangelium, mit seiner Anregung zu dienen, mit seiner Offenbarung kraft der handelnden Liebe Gottes übereinstimmt. „Obschon der irdische Fortschritt eindeutig vom Wachstum des Reiches Christi zu unterscheiden ist“, sagt die Konstitution *Gaudium et Spes* (No. 39, Abs. 2), „so hat er doch große Bedeutung für das Reich Gottes . . .“

Doch keines der Zeichen, welche die Kirche oder kirchliche Organe durch ihre verschiedenen und vielfältigen Aktionen im Dienst der Bedürfnisse der Menschen vorschlagen, kann damit rechnen, daß es sofort transparent macht, was es bedeuten will.

Wie man gesehen hat, sind die Zeichen Jesu, die im Geist einer ungenügend geklärten Messiaserwartung aufgenommen und gedeutet wurden, zu Mißverständnissen geworden. Um die messianischen Erwartungen unserer Zeit – der Ökonomismus und zuweilen die Maßlosigkeit und der prometheische Geist der heute herrschenden großen Ideologien – ins Weltliche zu übertragen, nehmen sie in der öffentlichen Meinung an der Botschaft des Evangeliums ähnliche Verzerrungen vor. Und das um so leichter, als der Christ selbst in seinem Handeln und Denken von diesen Ideologien bewußt oder unbewußt abhängig geworden ist.

Für die Kirche genügt es nicht, daß sie auf der Wellenlänge ihrer Zeit liegt, damit ihre Mission gesichert richtig verstanden wird in dem, was in ihr ursprünglich und unwiederholbar ist. Die Zustimmung der Öffentlichkeit ist hier kein Kriterium der Wahrheit. Der Ruhm, der von Menschen kommt, ist

nicht der übliche Weg, den der von Gott kommende Ruhm nimmt. Die gewaltige Anstrengung, zu der unsere Kirchen inspirieren, anregen und die sie teilweise selber auf sich nehmen in Fragen der Entwicklung, befreit uns nicht von der Verpflichtung, uns von Zeit zu Zeit die Fragen zu stellen: Welche Vorstellung von Entwicklung, vom Gottesreich und von ihrer gegenseitigen Verbindung nährt diese Anstrengung? Hört diese Vorstellung mit einem Blick auf eine nur wirtschaftliche, oder auch geistige, aber auf diese Erde beschränkte Perspektive auf, oder eröffnet sie neue Ausblicke auf eine Realität, die auf der Erde beginnt, aber sich nicht darauf beschränken läßt?

So daß die Kirche von heute aus einer stets für den Dienst am Menschen vorhandenen Bereitschaft wie Jesus nur sparsamen Gebrauch machen kann von Trennungen, die für sie und für die Menschen, die Erwartungen an sie stellen, schmerzlich sind. Auch die Kirche muß sich auf den Berg zurückziehen können, um zu beten und, in den Augen moderner Geister, die auf Wirksamkeit aus sind, Zeit und Energien „verschwenden“ dürfen, die zur Hilfe für zahlreiche dringende Bedürfnisse verwandt werden könnten. Das ist der Sinn und die Bedeutung der kontemplativen Berufung, und der Sinn der Zeit für Betrachtungen, die für jeden Bischof, jeden Priester, jeden Christen unerläßlich sind. Die Kirche deutet dadurch an, daß sie in den Herzen der Menschen einen anderen Hunger, einen anderen Durst wecken und zu Gott führen will, den sie allein stillen kann. Wenn sie Tag für Tag wieder hinabsteigt in unser modernes Kapharnaum, sollte sie, statt sich ihrer „Flucht“ zu schämen, diese erklären, selbst auf die Gefahr hin, den Graben des Verständnisses zu vertiefen. Wie der Herr muß sie vom Himmelsbrot, vom ewigen Leben und vielen anderen dogmatischen und sittlichen Wahrheiten sprechen, die zu hören der Mensch von heute nicht spontan bereit ist.

Wenn es richtig ist, daß wir unaufhörlich die ausgezeichnete Frage der Juden stellen: „Was müssen wir tun, um die Werke Gottes zu vollbringen?“, dann müssen wir auch, ohne zu mogeln, die knappe Antwort übernehmen: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den er gesandt hat.“ Die Mission der Kirche unter den Menschen muß sich an dieser Antwort ausrichten. Paul VI. hat das in der apostolischen Ermahnung Evangelii nuntiandi klar ausgesprochen: „Die Evangelisierung wird gleichzeitig als Grundlage, Mittelpunkt und Höhepunkt ihrer Dynamik immer die klare Verkündigung enthalten, daß in Jesus Christus, dem menschengewordenen, gestorbenen und auferstandenen Sohn Gottes jedem Menschen das Heil als Geschenk der Gnade und des Erbarmens Gottes angeboten wird; nicht ein immanentes Heil nach Maßgabe der materiellen oder auch geistigen Bedürfnisse, die im Rahmen der heutigen Existenz entstehen und sich vollkommen identifizieren mit den weltlichen Wünschen, Hoffnungen, Geschäften und Kämpfen, sondern ein Heil, das alle diese Grenzen überschreitet, um sich in einer Verbindung mit dem einzigen absoluten, dem Heil Gottes, zu erfüllen, ein überirdisches, eschatologisches Heil, das zwar in diesem Leben seinen Anfang nimmt, sich aber in der Ewigkeit erfüllt“ (No. 27).

Das gleiche sagt Johannes Paul II. in der Enzyklika *Redemptor hominis*: „Die Kirche will allein diesem Ziel dienen: daß jeder Mensch Christus finden kann, damit Christus jeden auf dem Wege seines Lebens begleitet mit der Kraft der Wahrheit über den Menschen und über die Welt, der Wahrheit, die im Geheimnis der Menschwerdung und der Erlösung enthalten ist, mit der Kraft der Liebe, die von diesen ausgeht“ (No. 13).

Um diese zentral christliche Dimension und diese eschatologische Perspektive der Mission der Kirche zu erwecken und zu lehren, sind das Charisma des Ordenslebens und das des geweihten Priesters bestimmt von großer Bedeutung. Man weiß, daß der Heilige Vater Priester oder Ordensleute wiederholt aufgefordert hat, nicht als politische und soziale Führer aufzutreten, ihr Charisma nicht in einem übertriebenen Interesse an dem weiten Bereich weltlicher Probleme zu verwässern (vgl. Ansprache an die römische Geistlichkeit am 24. 11. 1973, und an die Priester Mexikos am 27. 1. 1979).

Die Christen und die Kirche als ein Leib, in der notwendigen Unterscheidung der Funktionen und Aufgaben eines jeden, müssen Zeugnis geben von einer Kirche, die von dem Verlangen nach Gerechtigkeit erfüllt ist. Das aber läßt nicht zu, die ausdrückliche Verkündigung von Jesus Christus auf morgen zu verschieben. Die Armen der ganzen Welt haben Anspruch darauf, mitten in ihrer Armut von ihm zu hören.

Es war zweifellos unvermeidlich und auch gut, daß die neue Entwicklungsaufgabe angemessene neue Organismen in der Kirche ins Leben ruft. In dem einen oder anderen Land hat das aber dazu geführt, daß die Unterstützung der unmittelbar geistigen Aufgaben der Missionen, wie Katechese und Pfarrleben, praktisch gekürzt und bisweilen sogar in Verruf gebracht wurde.

Man spricht heute gern von der „Glaubwürdigkeit“ der Kirche. Zwar müssen das Leben der Christen und ihr deutlicher Einsatz im Dienst der Förderung des Menschen Zeichen der Glaubwürdigkeit der Botschaft des Evangeliums sein, aber einerseits kann kein socio-ideologisches System für sich in Anspruch nehmen, der einzige und verpflichtende Weg eines solchen Dienstes zu sein, und andererseits bringt der wahrheitsgemäß verkündete Jesus Christus eine Überzeugungskraft mit, die viel entscheidender ist als die unserer Werke. Schließlich wird die Kirche mit ihrer Behauptung, zum sozialen und kulturellen Fortschritt der Menschheit beizutragen, nur glaubwürdig, wenn sie sich nicht ihrer zentralen und unersetzlichen Aufgabe, die religiöser Art ist, entzieht, um die Flucht nach vorn in fieberhafte Aktivität anzutreten. Johannes Paul II. sagte am 18. Juli 1980 zu den brasilianischen Bischöfen: „Wir werden Glaubwürdigkeit und Effizienz nur erlangen, wo wir von weltlichen Gegebenheiten sprechen, wenn wir zuvor wenigstens gleichzeitig darauf bedacht gewesen sind, ein Heil zu verkünden, das alle irdischen Grenzen übersteigt, um sich im Absoluten Gottes zu erfüllen, die prophetische Botschaft eines Darüberhinaus zu verkünden, das die eigentliche und endgültige Berufung des Menschen ist“ (No. 27–28).

#### 4. Abschließende Gedanken

Im Rahmen dieser Darlegung war es kaum möglich, direkt auf die Debatte mit der politischen Theologie und der Theologie der Befreiung einzugehen. Ihre Forderung, das Problem der Beziehungen zwischen Kirche und Politik neu formuliert zu stellen, ist legitim; sie kann aber nur zu einem Ergebnis führen, wenn sie die historischen Erfahrungen der Kirche und, vor allem, die Kriterien, die sich aus dem Evangelium ziehen lassen (Versuchung Christi in der Wüste; Joh 6) berücksichtigt, von denen ich mich in diesem Gedankengang habe inspirieren lassen. Was die Theologie der Befreiung angeht, erlaube ich mir, auf die kleine Broschüre hinzuweisen, die ich als Sekretär der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax* geschrieben habe. Diese Broschüre zitiert und weist hin auf alle Stellen, in denen Johannes Paul II. während des ersten Jahres seines Pontifikats dieses Thema der Befreiung aufgreift. Ich habe mich darin bemüht, die Methode aufzuzeigen, die der Papst bei der Behandlung dieses Problems angewendet hat. Methode und Inhalt der Gedankengänge des Papstes können für uns sehr erhellend und anregend sein.

Die Sorge der Kirche für die konkreten Bedürfnisse der Menschen hat sich historisch in zwei sich ergänzenden Strömungen ausgedrückt: in einer mehr caritativen Strömung und in einer mehr an der Beseelung und Veränderung der Strukturen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens orientierten Strömung, die die Perspektive der Soziallehre der Kirche widerspiegelt.

Jede dieser Strömungen gewinnt, wenn sie die andere kennt und sich ihre Erfahrung zunutze macht. Aber es besteht zweifellos kein Interesse daran, daß diese beiden Strömungen ihr Wasser einfach mischen. In der Römischen Kurie finden die beiden Strömungen in zwei verschiedenen Dienststellen Ausdruck: in *Cor Unum* und der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*.

Die Entwicklung zieht gleichzeitig zahlreiche Hilfsinitiativen und tiefgreifende Veränderungen der Strukturen der verschiedenen Länder und der Verfahrensweise der ganzen Weltgesellschaft nach sich. Die beiden gehen zusammen. Es ist gut, daß man das Anliegen hat, die Menschen wachzurütteln für die Notwendigkeit tiefgreifender Veränderungen, wenn man für besondere Hilfsprogramme an ihre Großherzigkeit appelliert. Aber die beiden Arten von Aktionen vollziehen sich auf verschiedenen Ebenen. Es liegt ein echtes Risiko vor, wenn man sieht, daß diese oder jene christliche Organisation die caritative Bereitschaft der Gläubigen für verschiedene Hilfsformen in den Ländern der Dritten Welt mobilisiert und gleichzeitig diese oder jene globale politische Lösung zu propagieren sucht. Groß ist die Gefahr, daß man, wenn man die Ebenen verwischt, intellektuell anehrlich wird, den Hilfswerken selbst schadet, wenn man sie von ideologischen Erwägungen abhängig macht, wenn man ihren Beitrag mit einer ideologischen Propaganda verbindet – sie nennt sich selbst „Bewußtseinsbildung“ –, wenn man systematisch Organisationen und Bewegungen unterstützt, die nach der Trennung in den Kirchen der betreffenden Länder rufen und sie unterstützen und im Bruch mit den Bischofskonferenzen tätig werden.